

## »Der unglückliche Dichter«

Zur 125. Wiederkehr des Todestages von Heinrich von Kleist am 21. November

„Ich bin Dir wohl ein Rätsel.  
Kun tröste Dich, Gott ist es mir.“

Kleist selbst hat es oft genug in seinem Werk, im Gespräch und in Briefen an seine Schwester Ulrike ausgesprochen, daß „er sich selbst nicht verstehe“, und so mit dazu beigetragen, daß die gesamte literarische Forschung, sich auf diese Selbsteinschätzung stützend, ihn als den Typus des „unglücklichen Dichters“ schlechthin charakterisiert und gewertet hat. — Lessing hat einmal eine Definition des unglücklichen Dichters gegeben und damit jene Dichter gemeint, denen die Natur wohl ein poetisches Talent in die Wiege gelegt, sie aber dafür „gestraft“ habe, indem diese allzu ernsthafte Beschäftigung mit der Dichtkunst sie unfähig gemacht habe zu einem anderen Beruf und damit das verhindert hätte, was man gemeinhin brauche, um glücklich zu sein. Und in diesem Sinne (fügt Lessing hinzu) sei die Anzahl der unglücklichen Dichter sehr klein.

Ob Kleist zu dieser Zahl gehört, kann kaum fraglich erscheinen. Ihm hat es weder an feilschem noch körperlichem Leid gefehlt und daß er härter um die Palme des Dichternhums gekämpft hat, als seine Zeit- und Schicksalsgenossen, das bezeugt sein Werk und zu allerlezt bezeugt es sein Leben und — sein Ende.

Aber trotzdem bleibt dieser tragische Konflikt bei Kleist nicht der entscheidende. Er hat es Zeit seines Lebens so gehalten, daß er fern von ihm (dem Dasein) lebe, er lebe „unwirklich“ und erst der Abschluß dieses gefestigten Daseins zeigt die ganze erschreckende Wirklichkeit des Phänomens Heinrich von Kleist. Die eigentliche Tragödie Kleists ist eine ganz realistische: Treitschke hat sie in einem Satz gegeben; er sagt, „daß Kleist Zeit seines Lebens ein preussischer Offizier der alten Schule geblieben sei.“

„Daß er es geblieben sei“, hierin liegt der Schwerpunkt. Denn daß der junge Kleist, aus altadeliger Offiziersfamilie stammend, im sriedericianischen Heer dient und später die Rhein- feldzüge gegen die französische Revolutionsarmee — übrigens ohne jede Begeisterung — mitmacht, ist eine Selbstverständlichkeit. Aber schon der achtzehnjährige Offizier gesteht in einem Brief (1795) an seine Schwester Ulrike: „Göbe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, mit menschenfreundlichen Taten bezahlen zu können“, — und bekennet damit die Zweifel, die er seinem Beruf gegenüber hegt.

1799 zieht der 22jährige die Uniform aus und verläßt es mit dem Studium. Aber wenn das Kriegshandwerk nicht behagt, für den braucht die Studierstube nicht der richtige Ort zu sein.

„Verflucht das Herz, das sich nicht mähen kann“, heißt es in der „Benthesilea“ und er kann sich nicht mähen. Er ist der ewig Mühelose, der immer Getriebene, der nie Befriedigte. Sein Beruf läßt ihn sich sammeln, keine Landschaft zwingt ihn zum Vertreiben, keine Bin-

dung an Menschen, kann ihn, den Bindungslosen, Halt gewähren.

Es beginnt die „Flucht“ Kleists, die so charakteristisch und erschreckend sein ganzes kurzes Leben bestimmt. Süddeutschland und die Schweiz, Frankreich durchwandert er, gequält von körperlichen Leiden und geistigen Depressionen — aus diesen Geburtswehen wird der Dichter geboren. Der Plan dieses Gehirns ist großartig. Der junge Kleist will die Tragödie schaffen, die die Tragödien eines Shakespeares, eine Meschlos in den Schatten stellt — es soll ein Gipfel sein. Goethe muß übertrumpft werden — jahrelang hat Kleist mit „Robert Heinz Karl“, seinem ersten Dramenstoff, verungen, um am Ende in furchtbarer Selbstanlage sich zu vernichten:

„Der Himmel weiß, meine teuerste Ulrike (und ich will unkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte. Mein Gedicht ist fertig. . . Ich habe nun ein halbtausend hintereinander folgender Tage, die Nächte der meisten miteinander gerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsre Familie herabzurufen; jetzt ruht mir unsre heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirn und tröstet mich, wenn jeder ihrer lieben Zähne ebensoviele hätte, so würde unserm Namen ein Platz unter den Sternen nicht fehlen. . . Ich trete vor einem zu früh, der noch nicht da ist und beuge mich ein Jahrtausend vor seinem Geiste. . . Die Hölle gab mir meine halben Talente; der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder keines.“

Alle Züge dieses Charakters offenbart dieser Brief. Die Brennende Sucht nach Ruhm — das stolze Verunglücken etwas zu können und das niederdrückende Gefühl, daß die Kräfte nicht ausreichen. Kleist vernichtet sein Werk — der Zufall hat ein Fragment übrig gelassen, fünfhundert Verse, die die Hand eines Genies verraten. Der menschliche Zusammenbruch ist ungleich härter. Kleist sucht den Tod. Der preussische Offizier will unter französischen Fahnen sterben. Er will nach Boulogne, um sich dem Expeditionsheer, das Napoleon für England ausgerüstet hat, anzuschließen. Aber als dieser preussische Offizier in die Nähe des französischen Heeres kommt, wird ihm das Ungeheuerliche seines Vorhabens sichtbar, er kann als gemeiner Spion erschossen werden. Es ist unglücklich, wie er schließlich nach Potsdam kommt (1804), eine tödliche Krankheit auf der Rückreise wird Rettung aus gefahrdrohender Geisteszerrüttung.

Gleichsam als gönne das Schicksal ihm eine Klempause, verläßt es den Dichter nach Königsberg — der Rasstose wird sehsaft, Beamter an der Domänenkammer in Königsberg. Die Ruhe und Ruhe dieser Jahre entwickeln Kleists dichterischen Genius — die „Benthesilea“ entsteht, „Amphitruon“, nach französischem Vorbild geformt, und „Der zerbrochene Krug“, das beste

deutsche Lustspiel. Aber der Dichter kann sich nicht die Bühne erobern — kein Verleger findet sich, diese Dramen zu drucken — erst als Kleist die Rolle des Dramatikers mit der des Novellisten vertauscht, gewinnt er Leser und Kritik. In diese Periode fruchtbarsten Schaffens bricht der Krieg und was Kleist guttief trifft, der Zusammenbruch des preussischen Staates.

Dieses Jena soll nun für Kleist der Quell der Erneuerung geworden sein. Aus dem umherirrenden Dichter sei der politische Sänger des Vaterlandes geworden — was andre mit dem Schwert, das habe Kleist mit der Feder vollbracht — er habe mitgeholfen an dem Freiheitskampf der deutschen Nation — so bekräftigen einheitlich die Darstellungen über Kleists Leben und Schaffen. Aber am Ende steht für diese Historiker der unbegreifliche Selbstmord, der finstere Lebensüberdruß, der nach diesem Aufschwung eingetreten ist. Es hieße Kleist Unrecht tun, würde man diesem vorgezeichneten Bild folgen. Zweifellos hat der Zusammenbruch Preußens auf diesen preussischen Junker und Offizier aufwühlend gewirkt — und daß er seinem Vaterland dienen wollte und gedient hat auch als Dichter ist sicher. Aber — er sah diesen geschichtlichen Prozeß doch nur von der Perspektive des Junkers aus. Seine Gedichte, die Hahngefänge gegen Napoleon und schließlich die „Hermannschlacht“ verraten, daß Kleist nur den Haß in sich trug gegen den „fremden Eroberer“ — und im Grunde haßte Kleist in Napoleon den „Emporkömmling“ und Erben der Revolution.

Um diese Zeit entstand Kleists beste Novelle: „Michael Kohlhäas“, die Geschichte des Fieberbedingten, der um sein Recht kämpft, aber weil er dieses Recht mit schlechten Mitteln erkämpfen will, am Galgen endet. Es hätte die Novelle des revolutionären Mannes des biedernden Standes werden können — es ist nur die Geschichte eines Rebellen — der Dichter selbst hält sich den Spiegel vor.

Denn der Abschluß dieses Lebens ist die Rebellion gegen die Gesellschaft (der er sich bis zuletzt zugehörig fühlte) und gegen sich selbst. Die Gesellschaft verläßt sich ihm, den „Prinzen von Homburg“, den er dem König vorlegt, wird mit Entsetzen abgelehnt — Kleists letzte Hoffnung ist damit zerbrochen. Der Mann zwischen den Klassen ist in der Sackgasse. Er weiß keinen Ausweg. Der soziale Aufstieg ist unmöglich. Die Offizierslaufbahn erleidet — die dichterische findet keine Resonanz. Nochtmals können sein Haß und seine Verachtung sich hoch. Er richtet Angriffe gegen Hardenberg und brennt ihn gleichzeitig um eine Anstellung. Doch Kleist weiß selbst, daß es zu Ende geht. Der Gedanke des Selbstmordes, seit der Jugend ein Lieblingsgedanke, wird erwoogen und sorgfältig vorbereitet. In der schwärzlichen und hysterischen ältlichen Henriette Vogel findet Kleist die Partnerin:

„Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in den Kräften einer Schwester, sondern in

den Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten. Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war."

Mit diesem Bekenntnis an seine Schwester Mirie scheidet der Vierunddreißigjährige aus dem Leben — der gleiche Dichter, der die Vorurteile seiner Klasse nicht zu überwinden vermochte und sich ihr zum Opfer brachte, die

ihn, der als Dichter turmhoch über ihr stand, nicht begreifen konnte, weil sie sich damit selbst verweigert hätte! Indem wir seinen Tod so begreifen, erlangt sein Werk wieder Bedeutung für uns als Ausdruck und Zeugnis eines Geistes, der Brücke war von einer aussterbenden Klasse in eine Zeit, die überleitete, zum sozialen und geistigen Befreiungskampf des Volkes.

großen Höhen langsamer verbraucht wird und also für größere Strecken reicht, sehr weite Flüge zu unternehmen.

Die Erfahrungen, die Zumajshov gemacht hat, werden selbstverständlich in allen Ländern vertwertet werden. Man weiß jetzt schon, daß die Flugzeuge für Höhenflüge mit ganz anderen Motoren und Vorrichtungen ausgestattet werden müssen, als Flugmaschinen, mit denen man in mittleren und tieferen Lagen fliegen will. Dennoch müssen sie sich natürlich wesentlich von sogenannten Stratoslaten unterscheiden, Flugmaschinen, die für Flüge in der Stratosphäre bestimmt sind. (Wir sprechen hier nur von einfachen Flugzeugen!) Man weiß auch schon, wie die Kleidung der Flieger und die Schutzmaßnahmen, die sie bei Höhenflügen ergreifen müssen, auszufehen haben. Und es scheint, daß die Zeit nicht mehr fern ist, da der Schnellflugverkehr in Flugzeugen mit hermeißig abgeschlossenen Passagierräumen auf einer Höhe von 10 bis 12 Kilometer und mit einer Schnelligkeit, die das Umfliegen des Erdballes in rund 24 Stunden ermöglicht, alltägliche Wirklichkeit sein wird. Vorausgesetzt freilich, daß die ruhige Entwicklung durch keine Katastrophen gestört wird.

Gregor Auh.

# Die Eroberung der Höhe

Immer wieder liest man von neuen Höhenflugrekorden. Seit dem ersten Höhenflug des Franzosen Latane, den er am 29. August 1909 unternommen hatte — er erreichte 'amals eine „Rekordhöhe“ von 155 Meter! — hört der Kampf um die Eroberung der Höhe nicht auf. Zwei Wochen nach Latane verbesserte sein Landsmann Lambert den Rekord um das Doppelte und erreichte eine Höhe von 300 Meter. Das ließ Latane keine Ruhe. Er trainierte, trainierte und flog endlich — am 7. Juli 1910 — auf 1384 Meter. Das erste Höhenkilometer war überschritten. Der Kampf nahm springhafte Formen an. Noch im selben Jahr erreichte der Flieger Leganier — abermals ein Franzose! — eine Höhe von 3100 Meter. In kaum mehr als einem Jahr war das erste Metertausend nun das fast Dreifache überboten. Nun dauerte es beinahe drei Jahre, bis dieser Rekord ums Doppelte geschlagen war. Dann kam der Weltkrieg und Rekorde wurden nicht mehr registriert. Es überraschte indessen niemanden, als am 27. Februar 1920 der amerikanische Major Schrader in Dayton auf 10.093 Meter flog. Von da an setzte der Kampf um den Höhenrekord mit unerminderter Heftigkeit wieder ein. Er wurde um 100, um 200, um 300 Meter jeweils verbessert. Und 1930 flog der amerikanische Leutnant Apollo Soose auf 13.157 Meter.

bessere Möglichkeit, unbemerkt das tiefste Hinterland des Gegners zu erreichen. Und schließlich kann man in großen Höhen zu jeder Zeit fliegen, da es dort weder Nebel, noch Stürme, noch hohe Temperaturen gibt.

Allerdings haben die bisherigen Versuche, die Höhenrekorde immer mit einem unbelasteten Flugzeug aufzustellen, erst einen wissenschaftlichen, keinen ausgesprochen praktischen Wert gehabt. Aber seit einiger Zeit steigt man auch schon mit Lasten in große Höhen hinauf. Hier gehören alle Rekorde bisher den Sowjetrussen. Der Sowjetflieger Zumajshov hat in kurzer Folge hintereinander mehrere Höhenrekorde mit großen Lasten aufgestellt. Am 11. September 1936 stieg Zumajshov mit einer Last von fünf Tonnen auf 8102 Meter. Fünf Tage später erhob er sich mit einer Last von zehn Tonnen auf 6605 Meter. Und nach weiteren vier Tagen brachte er eine Last von zwölf Tonnen auf eine Höhe von 2700 Meter. Das sind Höhenrekorde, an die man kurz vor seinen Flügen nicht einmal zu denken gewagt hat. Und diese Versuche haben selbstverständlich einen hohen praktischen Wert. Denn nun wird der Flieger in der Lage sein, viel mehr Brennstoff mitzunehmen und mit diesem Brennstoff, der in



## Marsch im Sturm

Die Nacht ist wie ein dunkler Schlund, in den ich ziellos schreite; der Wind reißt mir den Hauch vom Mund und setzt ihn in die Weite.

Mein Gut ist längst, wer weiß wohin, in die dunkle Welt geflogen: mir kein Verlust, ihr kein Gewinn — so bin ich weitergezogen.

Wie mit Häuten schlägt's mir gegen die Brust, mein alter Mantel knattert; dem Sturm macht's Freude und mir macht's Lust.

Das Laub im Walde schnattert,

Es rauscht ein Fluß von irgendwo, ein Quell im Walde sprudelt; es kommt ein Versuch von Heu und Stroh und Erde vorbeigeztribelt.

Die Welt ist da, doch ich kann sie nicht seh'n — oder ist sie schon futsch und gerieben, war aus und vorbei im Handumdreh'n, und ich bin übrig geblieben?

Ich spüre keinen festen Grund unter den Sohlen und Felsen; ich schreite auf dem Sturmwind und fang selbst an mitzuwehen.

Vielleicht wird mich — wer weiß, wie bald — der Sturm ins Leere blasen.

Ade dann Wind und Welt und Wald und Wandern auf nächtlichen Straßen!

Max Barth.

Danach vergingen sechs Jahre. Die Amerikaner, Engländer, Franzosen und Italiener führten den Kampf um den Höhenrekord erbittert weiter. Immer neue Flugzeugkonstruktionen erkannten die Ingenieure, aber immer schwerer und schwerer wurde es, die sogenannte „Decke“, die Grenzhöhe, zu heben. Im August 1936 stieg wieder ein Franzose (Deiraix) auf eine Höhe von 14.843 Meter. Er ist bisher von niemandem überboten worden. Vermutlich wird es auch nicht so bald gelingen, zumal die Medizin behauptet, daß der Mensch auf einer Höhe von über 15.000 Meter einer besonderen Schutzhülle bedarf, weil er sonst den Sauerstoffmangel nicht aushalten würde.

Nun wurden alle bisher erwähnten Flüge ohne Lasten ausgeführt! Die Flieger nahmen ein Minimalquantum von Brennstoffmaterial mit sich und berechneten dieses Quantum so, daß sie gleich nach dem Aufstieg zur Rekordhöhe wieder hinabsteigen mußten. Und deshalb ist der Leser durchaus im Recht, wenn er nun die Frage stellt: was für einen Zweck haben denn diese Höhenflüge? Wozu diese lebensgefährliche Rekordjagderei?

Nun, die Dinge haben einen Zweck und einen Sinn. Je höher ein Flugzeug steigt, desto geringer ist der Luftwiderstand, desto schneller kann es fliegen und desto billiger ist also die Fahrt. Außerdem arbeitet der Motor in großen Höhen überhaupt viel wirtschaftlicher als in tieferen Lagen. Darüber hinaus muß man auch berücksichtigen, daß das Flugzeug nicht allein ein Beförderungsmittel, sondern auch eine Waffe ist. Flugzeuge, die auf etwa 10.000 Meter Höhe fliegen, sind für Flugabwehrkanonen unerreichbar. Große Höhen geben dem Flieger auch die

## Karriere Von Walter

Eigenartig und beispiellos ist die Geschichte der Karriere des John Rileh, eines Seeoffiziers, der im Jahre fünfzehnhundertachtzig durch wunderbare Geistesgegenwart in einer an und für sich bedeutungslosen Situation vom einfachen Kapitän zum Admiral der königlichen englischen Flotte avancierte. Wie es zu Rilehs Ernennung zum Admiral kam, wurde erst bekannt, als man seinen Nachlaß öffnete und sein Tagebuch fand.

Im März des Jahres fünfzehnhundertachtzig, so lauten seine Aufzeichnungen, kam Rileh, nachdem er viele Jahre bei englischen Gesandtschaften verbracht hatte, wieder in seine Heimat zurück. Da er der Königin eine wichtige Botschaft zu überbringen hatte, meldete er sich unverzüglich für eine Audienz an. So kam der Tag heran, an dem er Gelegenheit haben sollte, seine Mission zu erledigen. Es war einer der üblichen Empfangstage und in dem Saal, in welchem die Audienz stattfand, wimmelte es schon von Würdenträgern und anderen Audienzsuchenden. Endlich, nach langem Warten, kam auch Rileh an die Reihe. Kaum hatte er den ersten Teil seines Berichtes gesprochen, da passierte Elisabeth, der jungfräulichen Königin, etwas ganz Menschliches. Da fiel auch schon Rileh vor der Königin auf die Knie und bat sie um Verzeihung. Dann beendete er seine Ausführungen und der nächste trat vor, um der Königin sein Anliegen vorzutragen.

Wenige Tage nachher ließ die Königin Rileh zu sich rufen und übergab ihm eine Pergamentrolle: sein Ernennungsdekret zum Admiral. Darüber war selbst Rileh verblüfft; er blickte immer wieder auf das Papier und konnte es nicht begreifen, daß er nun Admiral war.

„Sie sehen schon recht“, sagte die Königin und ihr großer, männlich aussehender Mund verzog sich zu einem anmutigen, fraulichen Lächeln. „Die Royal Navy braucht Führer, die so geistesgegenwärtig sind wie Sie.“ Sie machte eine kleine Pause. „Und ein Kapitän“, flüsterte sie dann, „der es versteht, einen unglücklichen Wind derart zu benutzen, verdient Admiral zu werden.“

Und John Rileh nummehr Admiral der Royal Navy, der mächtigsten Flotte der Welt, wurde huldvoll aus der Audienz entlassen.

# Bei den Troglodyten

Von Prof. Dr. Sieverer

Nach langer Steppenfahrt ein ungewohnter Anblick; Bergflouetten. Sie kommen näher, die weiteren scheiden sich von den weniger entfernten. Vorläufig hat die Bste noch ihren gewohnten Verlauf. Schnurgerade, soweit das Auge reicht, nach je einem Kilometer steiler Abstieg in das ausgetrodnete Bett eines Nied. Stopfgroße Steine, die seinen flachen Grund übersäen, geben einen Begriff von der mächtigen Wasserflut, die im Winter anlässlich starker Wasserfälle hier sich durchwälzt. Fünf, sechs Stunden lebt vielleicht ein solcher Fluß, drei oder viermal in einem Winter fällt ein solcher Guß, das ganze übrige Jahr bleibt nur die trodne Rinne. Auf unserer Fahrt durch T u n e s i e n überqueren wir, gering gerechnet, 300 solcher Oueds.

Wir haben die Berge erreicht. Sie sind überfät von entfernt stehenden kleinen Wüschchen. Sie sehen aus, als ob sie Krüge hätten. Oft muß die erste Geschwindigkeit heran, denn die Bergwege sind nicht zimperlich in Steigungen. Wie dankbar ist unser Auge für die twingigen Bergoasen. Hier in einer Mulde drei Feigenbäume, dort zwei Palmen, eine Wassergrube entlang ein halbes Duzend Olivenbäume. Mehrere Male huscht eine zwei Spann lange dunkle Eidechse über unseren Weg. Ihr Körper ist breit und kräftig, noch kräftiger aber ist ihr fackelbewährter Schwanz, der ihr als Waffe dient; sie teilt damit schmerzhaft Schläge aus; drum trägt sie auch einen Namen, der soviel heißt wie Schwanzpeitscher.

Nähe an die sechzig Kilometer sind wir schon gefahren, da verdichten sich die grünen Gruppen, wir nähern uns dem Hauptort der Berge der Mour, dem Dorfe Matmata, einem der eigentümlichsten Orte der Erde. Erst kennen wir uns nicht recht aus; auf mehrere Quadratkilometer bestreut ein Gewirr von Hügeln, Böckern, Palmbäumen und Gerstenfeldern. Die Häuser, die wir sehen, lassen sich an den Fingern zählen: zwei Wüschchen, die Schule, vier langgestreckte Häuser, die einen quadratischen Platz umschließen; dieser Platz ist der Sud, der Markt. Wo aber haufen die 5000 Einwohner? Wir lenken unser Gesäht zu jenem Wierlant, auf der Suche nach etwas Eßbarem. Der erste, dem wir in die Hände fallen, ist ein jüdischer Greisler. Er lädt uns ein, bei ihm ein Stück Käse und eine Sardinenbüchse zu erstehen. Da nähert sich der Maschine ein richtiger Europäer, wie wir später erfahren, einer von den zweien, die in Matmata leben. Es ist der Lehrer, den der ungewohnte Lärm aufgeschreckt hat und der herbeigeilt ist, das Wunder eigenhändig zu sehen. Eine Reitwagenmaschine war nicht in Matmata, solange die Kellerten des Dorfes sich zurückerinnern können. Der Lehrer lädt uns zum Mittagessen ein, der Handel mit der Sardinenbüchse wird nicht abgeschlossen. Ich fürchte, daß diese Wendung der Dinge böse Feindschaft gegen den Lehrer in das Herz des Greislers gepflanzt hat. In einer Stunde sieht der unraffierte Schulmeister aus Wien am ledernen Mittagstisch.

Am ein Uhr wird es lebhaft draußen im Schulhof. Die Araberbubi kommen zum Unterricht. Wie die Großen haben sie alle die rote Scheschia auf dem Kopf. Ueber die Achsel hängt an einer Schnur der Schultragen in Form eines primitiven Sacks oder eines selbstgezimmerter Holzstuhls. Mit wenigen Ausnahmen stinkt-falt und dumm, versichert mir der Lehrer. Sechzig Wuben sind es im ganzen. Während die Großen sich um die Geheimnisse der französi-

sehen Sprache bemühen, tönen aus der Klasse der Kleinen im monotonen Chor Koranverse. Vormittag haben die Kleinen beim französischen Lehrer Unterricht, die Großen stehen in Obhut des arabischen Lehrers. Für die Wuben besteht auch hier in der Wüsten- und Bergsamkeit Schulpflicht. Auf dem Papier zumindest. Denn wenn man erwägt, daß die Franzosen in vielen ländlichen Bezirken ihrer eigenen Heimat auch heute noch ihre liebe Not mit der Durchsetzung der Schulpflicht haben, ist es nicht verwunderlich, wenn hier bestenfalls ein Viertel der männlichen Jugend von dieser segensvollen Einrichtung Gebrauch macht. Was tut nun der französische Staat, um die Schulpflicht volkstümlich zu machen. Er befreit alle, die es bis zur Volksschulabschlussprüfung gebracht haben, von der dreijährigen militärischen Dienstpflicht. Um sich nun diese Begünstigung nicht entgehen zu lassen, kommt es vor, daß man neunzehn- und zwanzigjährige Araber auf der Schulbank sitzen sieht, eifrig bemüht, sich für die Volksschulmatura vorzubereiten.

Der neue Lehrer ist erst seit Herbst vorigen Jahres in Matmata. Er ist jung. Auf solchen Posten findet man nur junge. Um dauernd von Konserwen und von Bitternusswasser zu leben, dazu braucht es jugendliche Widerstandskraft und jugendlichen Enthusiasmus. Als er seinen Dienst hier antrat, da gab es alles in allem 16 Wuben, die die Schule besuchten. Jetzt sind es viermal so viel. Er ist stolz auf diesen Vertrauensbeweis. Ein Lehrer, der sich bei der Ortsbevölkerung unbeliebt macht, wird sich bald vor leeren Schulbänken sehen.

Es gibt hier vier Monate Ferien, außerdem ein ein Drittel höheres Gehalt. Weit fürstlicher freilich wie für seine Lehrer sorgt der französische Staat für die Offiziere, die fern von der Heimat Dienst tun. Drei von ihnen wohnen mit ihren Frauen oben im Dorf, so heißen die Forts, die vorgehobenen Militärposten. Der Hauptmann hat fünftausend Francs Monatsgehalt, viermal soviel als der Lehrer. Zwischen ihnen liegt eine tiefe gesellschaftliche Kluft. Für die Offiziersdamen ist es ein schweres Problem, die Zeit hinduzubringen. Heute lädt die Frau Oberleutnant die Frau Hauptmann und die Frau Leutnant zum Tee, morgen sind übermorgen ist die Weiße an den zwei anderen. Alle vierzehn Tage läßt man sich neue Toiletten aus Tunis kommen, wie sollte man sonst hier sein Geld los werden? Die Herren spielen zwar täglich mit hohen Einsätzen, aber auf die Dauer gleichen sich ja doch Gewinn und Verlust aus. Das Geld rollt ja im ewiglichen engen Kreis.

Die Bevölkerung von Matmata hat freilich andere Sorgen. Sie ist arm. Wer ein Kamel sein Eigentum nennt, ist reich, wer drei Schafe besitzt, wohlhabend. Am vier Uhr, nachdem die Schule zu Ende ist, gehen wir gemeinsam, das Schulmeisterhepaar aus Wien und das Schulmeisterhepaar aus Matmata, daran, zu ergründen, was es denn eigentlich mit diesem sonderbaren und nichtbaren Dorf für eine Bewandnis hat. Und da stehen wir auch schon vor einem großen runden Loch im Erdboden. Rehn Meter breit, zehn Meter tief. Das ist der Hof eines Hauses. Vom Boden des Loches weg führen Türen nach mehreren Seiten. Wie kommt man aber da hinunter? Die Wände fallen senkrecht ab. Von einer Stiege keine Spur. 30 bis 40 Meter entfernt vom großen Loch aber liegt eine Türöffnung an einer Böschung. Wir erraten erst den Zusammenhang

zwischen Loch und Tür, als eine Frau, die eben dabei ist, ein Häufchen Feinstroh zu dreihen, auf das Erfragen des Lehrers hin sich unter annimmt. Die Tür tut sich auf, ein Gang senkt sich nach abwärts. Seine Decke bilden Steinplatten, die selbst wieder auf den Kanten zweier anderer Steinplatten aufliegen, die rechts und links aus der Wand vorragen. Die primitivste Art des Gewölbes. In einer geräumigen Ausbuchtung des Ganges liegen zwei Maultiere; der Stall. Noch eine dicke Pfortentür, zertrissen und gesplit, und ein Hund, der sich knurrend bückt, und wir stehen im Hofe, d. h. auf dem Boden des großen Loches. Eingänge zu einem halben Duzend Wohnräumen rund um uns. Weich und zäh ist das Erdreich, unübertrefflich zum Höhlengraben. Bis zu zehn Metern Länge sind die Räume, vier, fünf Meter spannt sich die rote Erde ohne Stütze in die Breite. Die Seitgestelle stehen unverrückbar im festgestampften Boden, sie sehen hohen Krügen ähnlich. Das Gips ist umkleidet mit zierlich geformtem Gips. Auf den weißen Gestellen liegt der Familienbesatz an vielstfarbigen, selbstgewebten Federn, heilige Verse zieren die Wände, billige Kunstbrude, Spiegelchen, daneben Silber des türkischen Sultans von annoabzumal. Die Wohnung hat auch einen ersten Stod. Man kann aber nur mit Hilfe einer Leiter zu den Eingängen. Es liegen dort die Portaisräume: Oliven, Datteln, Gerste, die drei Hauptreichtümer. Mit einem Duzend Eiern in den Taschen, dem Gastgeschenk des Hausherrn, gehen wir von dannen.

In die Oberwelt zurückgekehrt, wandern wir noch in der Maulwurfs- und Fuchslöcherlandschaft eine gute Weile in die Kreuz und Quere, vorbei an kleinen Kederchen, auf denen man eben erntet, d. h. die Gerstenhalme wie Blumen mit den Fingern pflückt, vorbei an halb- und ganzverfallenen Wohnstätten, vorbei an Bisternenlöchern, die sorgsam vertiegt und verperrt sind, auf daß der kostbare Schatz nicht von Unbefugten entwendet wird. Der Abend ist gekommen, in zarten Farben, balsamisch, durchsichtig, wie die Abende in allen trodnen Landschaften des Südens.

## Der Apostel vom Naschmarkt

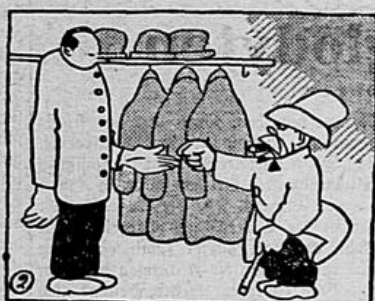
Eine Wiener Geschichte von Elisabeth Sorba

Der Polizeikommissär war schlechter Laune. Im Kommisariat häuften sich die unerledigten Akten. Kein Wunder. Die Marktleute, die zum Rayon gehörten, haben lose Zungen, lose Häuse und nehmen die Vorhändlsten nicht so genau. Akten häuften sich auf Akten...

Der Polizeikommissär nahm sich vor, die unerledigten Akten nach Hause zu nehmen und die Nacht in Arbeit zu verbringen.

Wenn man aber ein Tagwerk hinter sich und noch dazu ein Nachtwort vor sich hat, fühlt man das Bedürfnis, einen guten Schindl Wein zu trinken. So ging der Polizeikommissär mit seinem Freund und Untergebenen, dem provisorischen Polizeikommissär in sein Stammlokal. Sie tranken.

„Alsbann, geh'n ma's an!“ Der erste Akt wurde vorgelesen. Der Kommissär liest: „Rapport des Probewachmanns Alois Ginterzfelder: Als ich am 15. August um 8 Uhr 25 Minuten auf meinem Dienstgang den Markt passierte, sah ich eine Menschenansammlung. Zudem ich näher kam, hörte ich die Stimme des 27jährigen Marktleranten Karl Fleiner, der sagte: „Gutsch' dich, bieder Wimpf, oder...“ Er war mit dem 54jährigen Marktleranten Leopold Zinsbacher in Streit geraten; weil dieser ihm den Platz zum Ausladen seines



Copyright P. L. B. Bee © Copenhagen



**Adamson hat kein Kleingeld**

Sandwagens freitig machte. Als ich den Pleiner zur Ruhe mahnte, sagte er: „Schau, daß du weiterkommst, sonst bist ich dir eine, daß du stotterst...“ Also Wachebeleidigung gemäß § 294, Art. 12, Absatz 2... „Geh' hör' auf mit dem Blödsinn! Trink' ma lieber noch ein Bierl!“ — unterbrach den eifrigen Chef der Provvisorküche.

Es verging beim guten Gumpoldskirchner eine Stunde, dann eine zweite und eine dritte und bald war die Sperrstunde da. Die beiden beschloßen, in der Wohnung des Kommissärs fortzusetzen und nahmen sich zur Stärkung etwas Wein mit.

Als der Morgen graute, hatten sie wohl jeder einen ordentlichen Wauß, aber nicht einen einzigen Akt erledigt. Es war Zeit, sich ins Amt zu begeben. Und so gingen sie, Arm in Arm, durch die Straßen. Durch den Raschmarkt, wo die Händler eben dabei waren, alles für den Verkauf bezurichteten.

Mit einer dem Ort angemessenen Strenge sprach plötzlich der Polizeikommissär: „Kommt, erledigen wir die Akten!“

In der Mitte des Platzes lag eine Obstkiste und der Herr Polizeikommissär bemühte sich, sie zu erklimmen. Nach zwei mißglückten Versuchen gelang es ihm auch. Die Händler, Obstlerinnen, Fieranten, die mit wachsendem Erstaunen die beiden Herren von der hohen Polizei beobachtet hatten, kamen näher. Und der Kommissär begann mit weitbin schallender Stimme eine Rede zu halten. In seiner Stimme war nichts mehr zu merken von dem geistreichen Beamten, der die Missetäter erbarmungslos ins Gefängnis schickte. Mitleid mit den schwachen Menschen, mildes Versehen ihrer Vorbeuten brach in feinen Worten durch. Er sagte, daß alle Menschen fündig seien und der Läuterung bedürfen... Er begann hier zu schluchzen und setzte mit tränenerstickter Stimme inmitten der immer größer werdenden Menge seine Rede fort:

„Ihr alle seid fündig und die Sünde fordert Sühne! Mich aber hat Gott vom Himmel geschickt, um euch zu verzeihen und die Strafe zu erlassen...“ Und er nahm den ersten Akt und

verlas den Namen: „Marl Pleiner, Wachebeleidigung, 48 Stunden Arrest... Ich erlasse dir die Strafe!“ Der Mann trat vor und nahm feinen Akt in Empfang. „Josef Bedmeijer... hat ohne Erlaubnis einen Stand bezogen... Hundert Schilling Geldstrafe... Ich erlasse sie...“

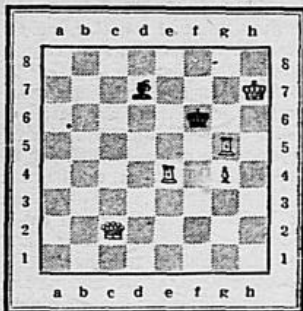
Nach zehn Minuten waren alle rüdfständigen Akten aufgearbeitet.

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22. Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 311  
Von Karl Gavrilov.

Schwarz: Kf6, Ld7. (2)



Weiß: Kh7, Dc2, Te4, g5, Bg4. (5)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

### Mitteilungen der Spartenleitung.

Arbeitsplan 1936-37.

Alle Sektionen sind verpflichtet, die Vereinsturniere mit Ende Dezember 1936 abzuschließen und bis 15. Jänner 1937 das Ergebnis an ihre Bezirksleitungen zu senden. Sodann führen die Bezirksleitungen die Bezirksmeisterschaften sowohl im Mannschafts- wie auch im Einzelturnier durch

und melden die Ergebnisse bis längstens 30. April an die Kreisschachleitung.

Alle Wettkämpfe werden nach den Bestimmungen wie bisher durchgeführt.

Die Spielberechtigung bedingt den Ankauf der Schachmarke.

Die für die Arbeiter-Olympiade in Antwerpen in Frage kommenden Schachwettkämpfe werden durch ein Qualifikationsturnier ermittelt werden.

### PARTIE Nr. 116.

Gespielt im Wettkampf um die Kreismannschaftsmeisterschaft in Oberleutensdorf am 24. Mai 1936.

Weiß: Josef Pichl, Sobrusan.

Schwarz: Josef Schöpka, Komotau.

- |    |        |        |
|----|--------|--------|
| 1. | c2-c4  | e7-e6  |
| 2. | Sg1-f3 | Sg8-f6 |
| 3. | e2-e3  | d7-d5  |
| 4. | a2-a3  | Lf8-e7 |
| 5. | d2-d4  | c7-c6  |
| 6. | c4-c5  |        |

Dieser Zug wird im Damengambit nicht empfohlen. Besser Sc3.

- |    |        |         |
|----|--------|---------|
| 6. |        | b7-b6   |
| 7. | b2-b4  | a7-a5   |
| 8. | Lc1-b2 | Sf6-e4! |
| 9. | Sb1-d2 | f7-f5!  |

Die Lieblingsverteidigung des Gen. Schöpka. Der Doppelbauer, den Schwarz erhält, ersetzt vollständig die offene f-Linie. Ueberdies hindert der vorgeschobene Bauer e1 den Weißen in seiner Entwicklung.

- |     |         |     |
|-----|---------|-----|
| 10. | Sf3-e5! | 0-0 |
| 11. | g2-g3   |     |

Wohl gespielt wegen dem drohenden Vorstoß f4, oder gar wegen dem Springeropfer auf f2?

- |     |         |        |
|-----|---------|--------|
| 11. |         | Dd8-c7 |
| 12. | f2-f4   | Sb8-d7 |
| 13. | Se5xd7? |        |

Diesen Tausch betrachte ich als einen Fehler. Bedeutend besser dürfte Sd2-f3 sein, womit Weiß ein solides Spiel erhält.

- |     |        |        |
|-----|--------|--------|
| 13. |        | Lc8xd7 |
| 14. | Sd2xe4 | f5xe4  |
| 15. | Lf1-e2 | b6-b5! |
| 16. | Lb2-c3 | a5-a4! |

Mit der Absicht gespielt, daß der einzige tätige Läufer (Lc2) zum Abtausch gezwungen wird, denn dann stehen die schwarzen Bauern auf weißen Feldern sehr günstig für das Endspiel. Der Gedanke soll in dieser Partie Wahrheit werden.

- |     |        |                           |
|-----|--------|---------------------------|
| 17. | Le2-g4 | g7-g5                     |
| 18. | f4xg5  | Sehr riskant gespielt.    |
| 18. |        | freiwillig die Turmlinie, |

18. — — — Lf7xg5  
19. — — — Tf8-f6  
20. — — — Ke1-d2  
21. — — — Ta1-f1  
22. — — — Kd2-d1? — — — Verliert einen Bauer und damit die Partie.  
22. — — — Tf6xf1+  
23. — — — Tf8xf1+  
24. — — — De2xf1  
Lg5xc3

Nach vollzogenem Turmtausch ist der Bauerngewinn natürlich ausschlaggebend. Das Bauernendspiel ist für Schwarz gewonnen.

- |     |        |        |
|-----|--------|--------|
| 25. | Lc4-b5 | Tf8-f6 |
| 26. | Df1-e2 | Df8-h8 |

Auch Df2 hätte jetzt schon geschehen können. Sperrt den Läufer ein. Nun wird es Tatsache, was in der Anmerkung zum 16. Zug angedeutet wurde.

- |     |         |                          |
|-----|---------|--------------------------|
| 27. |         | Dh6-f4!                  |
| 28. | Lc3-b2  | — — — Züge der Ohnmacht! |
| 28. |         | Df4-f2                   |
| 29. | De2xf2  | Le3xf2                   |
| 30. | Kd1-e2  | Lf2-h4                   |
| 31. | b2-h3   | Ke8-f8 Drohung!          |
| 32. | Ke2-e3? | Lc1! Bessen Lg5!         |

Nun sollte Lc1 geschehen, womit Weiß das Spiel noch etwas halten konnte. Der Textzug verliert.

- |     |        |          |
|-----|--------|----------|
| 32. |        | Lh4-g5+! |
| 33. | Ke3-e2 | Ld7-e8!  |
| 34. | Lh5xe8 | Kf8-e8   |
| 35. | Ke2-f2 | Lg5-f4!  |

Sehr schön gespielt. Der weiße König darf die dritte Reihe nicht überschreiten. Der Läufer b2 ist zur Unfähigkeit verdammt.

- |     |        |        |
|-----|--------|--------|
| 36. | Kf2-g2 | Ke8-f7 |
| 37. | h3-h4  | h7-h6  |
| 38. | Ke2-h3 | Kf7-f8 |
| 39. | Kh3-g2 | e6-e5! |

Der entscheidende Moment des Durchbruchs ist gekommen. In der Fortsetzung spielt Schwarz sehr kräftig.

- |     |         |        |
|-----|---------|--------|
| 40. | Kg2-f2  | e5xd4  |
| 41. | Lb2xd4+ | Lf4-e5 |
| 42. | Ld4xe3? |        |

Ein Fehler, wie die Folge zeigt. Aber auch nach anderen Zügen ist die Partie nicht mehr zu halten.

- |     |  |         |
|-----|--|---------|
| 42. |  | Le5-b2! |
|-----|--|---------|

Entscheidet sofort. Die weißen Freibauern sind nicht so gefährlich als wie sie aussehen.

- |     |        |        |
|-----|--------|--------|
| 43. | Le3xh6 | Lb2xa3 |
| 44. | Lh6-d2 | Lb3-b2 |
| 45. | h4-h5  | Dd4-a3 |
| 46. | g4-g4+ | Kf7-g7 |

Aufgeben. Eine schöne Partie mit einem wunderbaren Endspiel.

- Anmerkungen von Josef Schöpka, Komotau.